

glotzi Verlag



„Man hat Gewalt, so hat man Recht.
Man fragt ums Was und nicht ums Wie!

Denn Naboths Weinberg war schon da. (*Regum I, 21*)

Das alte Wort, das Wort erschallt:
Gehorche willig der Gewalt!“

Goethe, Faust II

Ernst Erich Noth

Der Einzelgänger

Roman



2005
Frankfurt am Main

Die Erstausgabe dieses Romans ist 1936
im Schweizer Spiegel Verlag Zürich erschienen.

Die Textlegung der vorliegenden Neuausgabe
folgt der Erstausgabe.

© 2005 by glotzi Verlag, Frankfurt am Main
www.glotzi-Verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung unter Verwendung einer Studie
von Walter Reimann

Herstellung: Books on Demand GmbH,
Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 3-935333-09-9

Inhalt

Eine kleine Stadt	7
Studentische Tischrunde	41
Menschen der Landstraße	70
Die Liebe der Armen	95
Politisches Intermezzo	116
Die Flucht in die Idylle	147
Abseitiges Erwachen	164

EINE KLEINE STADT

Bürgermeister Harden lehnt müde in den zersessenen Polstern des Abteils zweiter Klasse, das er allein innehat. Zerknüllt liegt neben ihm ein Stapel Berliner Abendzeitungen, die er nach flüchtiger Lektüre mißlaunig fortgeworfen hat. Er blinzelt träge in das matte Deckenlicht und überläßt sich unter dem monotonen Rattern der Achsen trüben Überlegungen. Sein dreitägiger Aufenthalt in der Hauptstadt war in wesentlichen Punkten erfolglos geblieben. Die Anleihe zur Durchführung dringender Notstandsarbeiten schien zwar gesichert, wenn auch unter schweren Bedingungen, seine persönlichen Angelegenheiten indessen kamen nicht voran. Er hatte den Minister dringend um Übernahme in den Regierungsdienst ersucht, er war seines Amtes in der kleinen Stadt, der er seit fast zehn Jahren als Oberhaupt vorstand, aus vielen Gründen müde geworden. Im Ohr klingt ihm noch die abgearbeitete und leicht gereizte Stimme des Ministers nach, mit der er seine Ablehnung begründete. Die Argumente waren beunruhigend: daß es gerade jetzt darauf ankomme, draußen in der Provinz die einmal errungenen und ausgebauten Positionen unter allen Umständen zu halten. „Sie sind der richtige Mann am rechten Ort“, hört er es mit ärgerlichem Lächeln aus der Ferne nachhallen. „Sie müssen bleiben. Es kommt auf Sie an.“ Harden springt jäh auf, um quälende Bilder abzuschütteln. Warnung und Sorge in der Stimme des Ministers waren ihm nicht entgangen. Seit einem Jahre mehrten sich in erschreckender Weise die Symptome, die ein Knistern im dürrtigen und übereilt hergezimmerten Bau des neuen Staates ankündigten.

Der Bürgermeister läßt das Fenster herunter, atmet gierig die abendkühle Luft, bietet sein heißes Gesicht dem feinsprühenden Regen dar und starrt in die endlose Dunkelheit. Kein Licht blitzt auf, der Zug fährt durch die Heide.

Er zieht die Uhr. Bald wird er Zuhause sein. Zuhause? Er zuckt unbehaglich zusammen und erinnert sich mit peinlicher Deutlichkeit einiger Begegnungen in Berlin, über die er niemand berichten kann. Überall sind Fesseln. Die kleine Stadt in ihrer Enge, die Familie, Last überall. Man kann nicht

loskommen. Harden ist ehrgeizig. Er weiß, daß er seinem gewohnten Umkreis entwachsen ist. Harden ist der Sohn eines armen Schuhmachers. Er hatte sieben Geschwister, die der Vater nach dem frühen Tode seiner lungenkranken Frau mühsam durchbrachte. Karl Harden, der Älteste, besuchte die Volksschule, wo er sich durch besondere Leistungen auszeichnete, ohne daß seinem Bildungsgang dadurch wesentliche Erleichterungen widerfahren wären. Er mußte in der Werkstatt helfen, Zeitungen austragen, die Kleinen betreuen. Er wurde Setzerlehrling. Bald gewann er Fühlung mit der Gewerkschaft, hier arbeitete er sich empor. Man erkannte seine Gaben, in mühseliger und eifriger Nacharbeit erschloß er sich Wissen und Bildung, die ihm das übliche Erziehungssystem vorenthalten hatte. Er schrieb kleine Artikel in der Parteipresse, wurde bald als Agitator verwandt, wurde Funktionär. Dann kam der Krieg: zwei Jahre Front, der Rest Schreibdienst in der Etappe. Unterhändler zwischen Regierung und Partei, zu deren rechtem Flügel er stets gehörte. Ein Jahr vor Kriegsausbruch hatte er auf einer Agitationsreise seine jetzige Frau kennengelernt. Sie stammte aus gutbürgerlicher Familie, ihr Vater war Direktor eines Gymnasiums. Unter dem Einfluß einer älteren Freundin hatte sie sich dem Studium der modernen Frauenbewegung und der sozialen Frage zugewandt und war in die Versammlung gekommen, um Harden zu hören. Sie lernten sich kennen, Harden fand mehr als flüchtigen Gefallen an ihr. Um seinetwillen verließ sie die Eltern, die ihr diesen Schritt nie verziehen. Sie heirateten. Ein Jahr nach Kriegsende hatten sie ihr erstes und einziges Kind. Die Entfremdung begann. Erst hielten Harden die Geschäfte, dann Abneigung und andere Neigung der Familie fern. Er suchte sich Freunde und fand Bekannte und Nutznießer seines Einflusses, er war, besonders unter Alkohol, ein schlechter Menschenkenner.

Harden tritt erfrischt vom Fenster zurück, nimmt Hut und Mantel und zieht sich langsam an. Die Bremsen knirschen, der Zug gleitet in den kleinen, halbüberdachten Bahnhof. Nur wenige Fahrgäste steigen aus. Als Harden die Tür hinter sich zuwirft, nimmt er automatisch seine gewohnte Maske jovialer Feundlichkeit an, erwidert lässig den Gruß des Schalterbeamten und tritt auf die schlecht gepflasterte Straße, die von wenigen trüben Laternen beleuchtet ist. Drei alte Taxis warten im Regen auf seltene Kundschaft. Die Chauffeure haben sich in einen Hauseingang geflüchtet. Sie grüßen mürrisch den vorbeischreitenden Bürgermeister. Harden hört, wie sie

halblaut Verwünschungen hinter ihm herschicken. Er strafft sich energisch und geht weiter. Halbwüchsige Burschen mit Schlägermützen kommen ihm entgegen, geben nur widerstrebend den Weg frei. Kaum ist er ein paar Schritte weiter, rufen sie ihm Rot-Front nach und lachen laut und herausfordernd. Harden kennt diesen täglichen Kleinkrieg, in dessen Mittelpunkt er steht, noch meistert er als Polizeiherr die Methoden.

Er biegt in die Hauptstraße ein. Die Läden haben schon geschlossen. Um diese Stunde herrscht nur noch schwacher Verkehr. Als er an der Stadtparkstraße vorbeikommt, legt sich seine Stirn unwillkürlich in Falten. Es steht böse mit dem Institut. Die verdammte Anleihe. In der ersten Zeit, überströmend von neuen Ideen und Plänen, glücklich in der Lage, allorts die Initiative zu ergreifen, hatte man zuviel investiert. Harden versteht wenig von finanziellen Dingen, indessen muß er oft Sicherheit und Sachkenntnis auf diesem Gebiet vorspiegeln, das er nicht restlos beherrscht, um Herr der Situation zu scheinen.

Vorm Gymnasium, das zu dieser Stunde in ungewöhnlicher Helle strahlt, steht eine Menge von Bürgern und Schülern, mit Schirmen bewehrt, unruhig wartend, in eifrig diskutierende Gruppen aufgeteilt. Harden fällt ein, daß heute Abiturprüfung ist. Er schaut flüchtig am altertümlichen Gebäude hoch und denkt an seinen Schützling Günther Stein, der seinem Sohn Karlheinz Nachhilfestunden erteilt. „Der schafft's leicht“, denkt Harden. Er lächelt und reckt sich höher. „Ohne diese Schule bin ich zu etwas gekommen“, fühlt er, „aus eigener Kraft.“

Rascher schreitet er aus. Schwere, harte Schritte klingen aus einer dunklen Nebenstraße des bescheidenen Villenviertels auf, in dem Hardens Amtswohnung liegt. „Kommißstiefel“, unterscheidet Harden ärgerlich, und er denkt bedrückt an die militärähnliche Formation der extremen Rechten, die in der letzten Zeit auch hier mit erstaunlicher Geschwindigkeit anwächst. Auch hier, in seiner kleinen Stadt. Gerade hier.

Er denkt an die Demonstration, die er vor vierzehn Tagen wegen Singens verbotener Lieder und aufreizender Rufe auflösen mußte. Da marschierten sie durch die Straßen: stämmige Bauernsöhne aus der Umgegend, abgerissene Arbeitslose, Gymnasiasten aus gutem Haus, und an der Spitze dieser Herr von Bonim, der seit einem halben Jahr, Gott weiß woher kommend, sich in der Stadt niederließ, und eine bedrohliche, nur zu erfolgreiche Tätigkeit entfaltete. Harden denkt an die Besprechung im Ministerium.

Lange Zeit waren die feindlichen Brüder, diese „politischen Kinder“, wie ein Minister die Kommunisten nannte, die im Grunde nie recht ernst genommene Gefahr gewesen. Und nun diese neue Bewegung, die aus allen Lagern, allen Schichten stets wachsenden Zustrom erhält, mit der weite Kreise der Stadt fast schon unverhüllt sympathisieren. Er denkt an das ohrenbetäubende Geheul, das damals der Auflösung der Demonstration folgte, an den Widerstand, der einem Polizisten fast das Leben kostete.

Die störenden Schritte dröhnen näher, hart und gleichmäßig. Harden geht schneller. An der Ecke prallt er mit einem Mann zusammen, der sich aus der Dunkelheit löst: Bonim. „’zeihung!“ murmelt der Mann knapp, starrt dem Überraschten scharf in die Augen und marschiert weiter. Der Aufschlag seiner eisenbenagelten Schuhe gellt durch das einsame Viertel, als marschierte nicht ein Mann, sondern eine ganze Zehnergruppe.

Harden fröstelt. Die unerwartete Begegnung verschärft sein Unbehagen. Es ist Zeit, Maßnahmen gegen diesen Mann zu treffen.

In Gedanken versunken, findet er sich plötzlich vor seiner Haustür. Er schließt langsam auf, schaut pedantisch im Briefkasten nach, ob Post darin liegt, obwohl er weiß, daß sie ihn auf dem Schreibtisch erwartet, und geht ins Haus. Das Dienstmädchen nimmt ihm die Sachen ab. Es ist häßlich und ungelenkt, trägt stets ein qualvoll verlegenes Lächeln zur Schau, besonders mittags, wenn es mit den Herrschaften zusammen ißt. Frau Harden hat darauf bestanden: „... daß man sich nicht vom Personal abhebt. Es sind dieselben Menschen wie wir“, hatte sie entschieden. Und so ißt das Mädchen, schweigend, hilflos und tolpatschig mit ihnen am selben Tisch. Viel lieber hätte es in der Küche gegessen, aber niemand wagte diesen allen Teilen unerfreulichen Zustand zu ändern.

Harden geht ins Arbeitszimmer. Seine Frau kommt ihm entgegen. Sie geben sich die Hand. Sie schaut ihn prüfend an. Sie ist etwas größer als er, fast strenge Züge, die ersten grauen Strähnen im Haar. Sie ist noch nicht vierzig Jahre alt. „Neuigkeiten?“ fragt Harden, wartet aber keine Antwort ab, und geht zu seinem Sohn, der am Tisch über seinen Schulaufgaben sitzt. „So spät noch?“ fragt er unwillig. „Er mußte sich heute allein behelfen“, sagt Frau Hedwig rasch, „Günther hat Prüfung. Ich bin sehr ungeduldig. Er muß gleich vorbeikommen. Er hat es sicher vorzüglich gemacht.“

„Sicher“, sagt Harden zerstreut. „Du hast ihn sehr ins Herz geschlossen“, meint er spöttisch. Sie wehrt unbefangen ab: „Er verdient es.“

Harden überfliegt flüchtig die Post und die Ausrichtungen vom Rathaus. „Ich habe Hunger“, sagt er plötzlich ärgerlich. „Wollen wir nicht warten, bis Günther kommt?“ fragt die Frau zögernd. „Nein“, entscheidet Harden kurz, „ich habe eine Reise und einige Anstrengungen hinter mir.“ Sie versteht den Vorwurf. Sie kommt auf ihn zu. „Entschuldige“, sagt sie, „aber du weißt am besten, daß zwischen uns manches anders geworden ist.“

Harden unterdrückt eine übellaunige Erwiderung. Er schaut die Frau kritisch an, in der erstaunlichen Bemühung, sich die erste Zeit ihres Zusammenseins zurückzurufen. Es ist vergeblich. Der weiche, hingeebene und bewundernde Zug, der ihn damals gefangen nahm und entzückte, ist aus ihrem Antlitze geschwunden. Eine andere, fremdgewordene Frau steht vor ihm. Er denkt an die letzten Nächte in Berlin, seufzt auf und geht brüsk ins Speisezimmer. „Ich habe Hunger!“ wiederholt er laut und ertappt sich dabei, daß er etwas ganz anderes meint.

*

Die Abiturienten hören mit hochroten Gesichtern die Verkündigung des Prüfungsergebnisses im Konferenzzimmer an. Sie stehen dicht gedrängt den Lehrern gegenüber. Beide Parteien sind abgespannt und übermüdet. Die Luft im Raum ist verbraucht, stickig und unerträglich heiß. Das Zischen des Dampfes in den Heizungsrohren untermalt die kurze Ansprache des Direktors, der lässig auf der Estrade steht und beim Sprechen über die jungen Menschen hinwegstarrt. Ungeduldig warten alle darauf, daß er ende, es ist spät, ein anstrengender Tag ist vorbei, an den sich seit Jahren drückende Sorgen und überschwengliche Erwartungen geknüpft haben. Der Direktor geht in den Tonfall eines offiziellen Pathos über und richtet gebührende Zukunftsermahnungen an die erschöpften Schüler, die nur noch mit erheucheltem Interesse seinen Worten folgen. Zwei der Durchgefallenen lassen den Kopf hängen. Nur Werner Schmidt starrt dem Mann in die Augen, hält sich betont aufrecht und blickt fast herausfordernd auf das Lehrerkollegium, dessen Mitglieder ihn teilnahmslos mustern.

„Sie gehen jetzt hinaus in ein Leben, das Arbeit und harte Pflichterfüllung verlangt. Seien Sie stets der Tatsache eingedenk, daß dieser Ort, der Ihren Bildungsgang betreute, Ihnen die Verpflichtung auferlegt, dem Vaterland treu zu dienen. Wir brauchen Männer, die des Volkes Führer sein können. Machen Sie sich, uns, Ihrer Anstalt Ehre, wenn Sie jetzt auf Uni-

versitäten ziehen oder einen praktischen Beruf ergreifen.“

Die Zeremonie ist zu Ende. Die Prüflinge werden entlassen. Sie drängen ungeduldig aus dem Saal. Werner und Günther gehen als letzte. Der joviale Schulrat, der die Prüfung geleitet hat, hält Günther zurück. „Ich hörte schon von Ihnen durch Bürgermeister Harden“, sagt er. „Was werden Sie nun tun?“ Günther sieht den Gewaltigen verlegen an. Es ist das Interesse der Empfehlung, das sich seiner hier bemächtigt, ihm ist es unbehaglich. „Ich hoffe, studieren zu können“, antwortete er zurückhaltend. „Mit welchem Ziel?“ fragt der Schulrat weiter. „Sie wollen Lehrer werden?“

Günther zögert vor der Frage. Er hatte, obwohl seine Mutter und einige andere immer wieder darauf hinwiesen, nie an ein Zweckstudium gedacht. Es war ihm bisher immer nur als Möglichkeit innerer und intellektueller Bereicherung erschienen. Der Schulrat scheint sein Schweigen für Zustimmung zu halten.

„Sie wissen, daß der Zugang zum Lehramt heute außerordentlich groß ist, daß neue Plätze kaum mehr zu schaffen sind.“ Günther nickt. „Ich will Sie nicht entmutigen“, fährt der Rat fort, „im Gegenteil, ich denke, Sie werden vorankommen. Wenn Sie eine Empfehlung brauchen, ich stehe zu Ihrer Verfügung.“ Er lächelt freundlich und verabschiedet sich mit ermunterndem Händedruck. Er steht Hardens Partei nahe.

Günther findet den Freund im Klassenzimmer. Die andern sind längst lärmend ins Freie gestürmt. Der kalte, verlassene Raum, vom unerbittlich grellen Licht elektrischer Birnen erleuchtet, wirkt nüchtern und deprimierend. Günther fröstelt plötzlich, nimmt Mantel und Mütze und zieht sich hastig an.

Werner beobachtet ihn schweigsam, mit finsterem Gesicht. „Für dich ist es Zeit, endgültigen Abschied zu nehmen“, sagt er plötzlich und deutet mit böser, umfassender Gebärde über das Klassenzimmer. „Ich selbst kann es ja nun noch ein Jahr lang genießen“, fügt er kurz hinzu. „Scheußlich, das vor sich zu sehen, aber es gibt einen Trost. Ich habe andere Dinge, die mir wichtiger sind.“

„Laß nur“, sagt Günther. „Es war im Grunde ungerecht.“ Er findet kein rechtes Trostwort angesichts eines Tatbestandes, der den quälendsten Angsttraum im Leben jedes Schülers darstellt. Ihm selbst hatte die Schule niemals wesentliche Schwierigkeiten gemacht, obwohl in den letzten Jahren auch ihm ganz andere Dinge mehr galten, ihn die schlechte wirtschaftliche

Lage seiner Mutter zu zeitraubenden Nebenbeschäftigungen zwang, er sich innerlich lange schon gegen die Mehrzahl der Lehrer, aber auch gegen die der Klassenkameraden auflehnte. Eine Episode, sie war letzten Endes schon wichtig, weil sie viele Möglichkeiten weiterer Entwicklung prägte, ist nun vorbei.

Er schlendert langsam durch die Bankreihen, von Werners Blicken unruhig verfolgt, betrachtet, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, die zahlreich eingeschnittenen Initialen der Vornamen von Generationen Lyzeanerinnen, denen während des Unterrichts zärtliche und begehrlige Gedanken beunruhigter Pennälergenerationen galten, blickt ärgerlich auf die mit vielem Geschick in das faserige Holz der Tische und Bänke eingegrabenen politischen Willenskundgebungen unreifer Gärung, Symbole fast aller politischen Bünde und Parteien, oft mit höhnischen oder beifälligen Randglossen verziert. Er sieht die gelungenen Karikaturen mißliebiger Lehrer, die ganze Dumpfheit, Kläglichkeit und Ausweglosigkeit der Schülerjahre ersteht vor ihm. Er schüttelt sich. „Gott sei Dank!“ ruft er laut. Werner räuspert sich. Günther dreht sich rasch nach ihm um. „Verzeih“, sagt er, „aber in dieser Minute bin ich egoistisch.“

„Laß man“, sagt Werner, „wir wollen gehen.“

„Das ist nun vorbei“, wiederholt Günther noch einmal, „und was kommt nun?“

Er erwartet keine Antwort, als er langsam aus der Tür geht. Noch einmal wendet er sich um, das Licht auszuknipsen. Auf der verschmierten Tafel steht eine verzwickte, ungelöste Gleichung. Jäh überfällt ihn der Gedanke, daß er für das unbekannte Leben, das vor ihm steht, noch ungerüstet ist, daß er jetzt erst anfängt.

*

Draußen wartet seine Schwester Irmgard. „Man müßte meinen, ihr wäret durchgefallen“, sagt sie zur Begrüßung. „Mich hier so lange im Regen stehen zu lassen.“ Werner lächelt verlegen, als er sie anschaut, ihr frisches junges Gesicht, ihre zierliche gutgewachsene Figur, die graden, hellbestrumpften Beine, bis zu denen sich sein umfangender Blick verirrt. „Die Vermutung stimmt teilweise“, sagt er dann. Sein Versuch, eine unangenehme Tatsache durch forcierten Stimmaufwand zu beschönigen, mißlingt. Irmgard erschrickt und preßt seine Hand. „Ist es wahr, Werner? Du?“ Günther wun-

dert sich über die Vertrautheit der beiden. „Ich wußte nicht, daß ihr beide schon beim du haltet“, sagt er verstimmt. „Seit gestern“, sagt seine Schwester rasch. „Was ist dabei?“

„Ich hab' nichts dagegen“, erwidert Günther, und herzlicher, „im Gegenteil.“

„Dir will ich dann gratulieren“, sagt seine Schwester und küßt ihn.

Werner schaut fort. Er ist traurig. Die Möglichkeit, aus der Enge der kleinen Stadt, aus der steten Bevormundung des alten Onkels, der ihn streng und kurz hält, wegzukommen, ist durch das mißratene Examen verspielt. Er blickt Irmgard wieder an, seine Züge hellen sich auf. Er hätte auch von ihr fortgehen müssen. Er wird bleiben. Das tröstet, söhnt mit vielem aus und verscheucht auch die Bedrückung vor der unausbleiblichen Szene Zuhause. Er könnte schon jetzt wortwörtlich die hämischen Vorhaltungen seines Onkels hersagen, die kommen werden: „Du bist nichts, du hast nichts, eine Last für mich, du wirst nie den Ernst des Lebens begreifen.“ Werner macht eine ärgerliche Geste.

Schweigsam gehen die drei weiter. Jeder hängt seinen eigenen Gedanken nach.

„Ich sehe dich heute abend noch?“ fragt Werner plötzlich den Freund. „Ja. Ich muß jetzt erst einmal bei Frau Harden vorbeigehen, ihr könnt ja so lange auf- und abspazieren. Ich denke, es ist euch nicht unwillkommen“, sagt Günther und kann nicht ganz verbergen, daß besorgter Spott aus seiner Stimme klingt. „Also wir treffen uns wie üblich“, erwidert Werner nur kurz.

Sie sind vor Hardens Tür.

„Aber die Mutter wartet“, gibt Irmgard zu bedenken, im Grunde froh, einige ruhige Minuten für ihren Freund zu haben. Günther zuckt die Achseln. „Es dauert nicht lange. Und von ihrem Nützlichkeitsstandpunkt aus wird sie es schon verstehen.“ Einige unbehagliche Sekunden lang denkt er an Zuhause. Er entfremdet seiner Mutter immer mehr, in dem Maße wie er seinem enggesteckten Umkreis entwächst. Seine Liebe zu ihr ist kühl, eher Dankbarkeit und drückende Hochachtung für ihre aufopfernde Arbeit, zu der sie der jähe Tod des Vaters zwang. Die Herzlichkeit der Beziehungen litt vor allem seit der Zeit, wo er ihren kleinlichen Ehrgeiz ihm gegenüber entdeckte. Dies stete, verbissene Anspornen: „Vorwärtskommen im Leben, etwas werden, mehr als dein Vater, höher hinaus.“

Gegen diese Schlagworte einer trivialen Aufstiegsphantasie kämpfte Günther immer schweigender an, zumal ihm selbst sein Kampf nicht mehr ganz ehrlich dünkte, weil er sich seit einigen Jahren in dieser Stadt auf eine Bahn gesetzt sah, die in manchen Dingen die zweckvollen Hoffnungen der Mutter zu bestätigen schien. Wo er meinte, innerlichen, menschlich wichtigen Kontakt zu finden, sah die Mutter schon die verheißende Möglichkeit, einen künftigen steil anstrebenden Weg zu ebnen. Alles reduzierte sich unter ihrem nüchternen Blick zur Beziehung und Protektion. Hier lag die unüberbrückbare Kluft. Sie war aufgetan, seit er täglich in Hardens Haus war.

Günther klingelt ungeduldig. Das Dienstmädchen öffnet. „O, der Herr Stein“, sagt sie. „Man wartet schon.“ Als er ablegt, hört er aus dem Eßzimmer Hardens tiefe, volle Stimme und die verhalten erregte Frau Hedwigs in unharmonischer Auseinandersetzung gegeneinander klingen. „Wann wirst du einmal abends zu Hause bleiben?“ fragt sie, in vorwurfsvoller Resignation. „Ich sagte dir doch, es ist wichtig“, erwidert er brüsk. „Du hast doch gehört, wie ich telefonierte.“

„Ja, du telefonierst“, sagt die Frau Hedwig müde. Es ist die Kleinlichkeit der Ausflucht, die sie erregt und bedrückt, daß er ihr gegenüber zu solchen kläglichen Mitteln greift, wie ein eingeschüchterter Kleinbürger, der sich mit einer durchsichtigen Ausrede den Hausschlüssel erbettelt, um die fragwürdige Freiheit des Stammtisches zu erringen. „Du müßtest eigentlich müde sein“, sagt sie nur noch, „du hast eine Reise hinter dir.“

„Du kennst mich doch“, antwortet er spöttisch und etwas prahlerisch, „ich bin es gewöhnt, nicht mehr müde zu sein. Mein Amt ...“

Da klopft Günther und tritt ein.

„Da ist er ja“, ruft Frau Hedwig freudig aus und geht lächelnd auf ihn zu, völlig verändert, der niederziehenden Auseinandersetzung mit einem Male entronnen. „Man darf doch gratulieren?“ Günther nickt und nimmt ziemlich gleichgültig die Glückwünsche entgegen. Harden gibt sich jovial und herablassend, holt Rauchzeug und Kognak. Frau Hedwig runzelt die Stirn. „Du weißt“, sagt sie streng, „daß ich derartige Beweise des Erwachsenseins nicht besonders schätze.“ Wie schon oft bei ähnlichen Anlässen gerät Günther in Verlegenheit. Er nimmt eine Zigarette und lehnt den Kognak ab. „Er macht müde“, sagt er. „Sie sind doch sonst kein Abstinenzler“, lacht Harden dröhnend, „man trifft sich doch ab und zu mal im Für-

stenhof.“ Günther wendet sich verstimmt ab. Frau Hedwig nestelt nervös an ihrer Frisur. Sie faßt sich zuerst. „Hast du Hunger?“ fragt sie, nur um etwas zu sagen. Günther dankt. Sie setzen sich. „Wie fühlt man sich nun nach einem solchen Examen?“ examiniert Harden wohlwollend. Obwohl die Frage nicht mehr ist als höfliche Neugier, prüft Günther sie ernsthaft. „Ich bin froh“, sagt er, „daß ich kein Schüler mehr bin.“ Die Frau sieht ihn forschend an. „Nicht, daß ich meinte, nun nichts mehr lernen zu müssen“, fährt er eifrig unter ihren Blicken fort, „im Gegenteil.“

Plötzlich fällt ihm drückend ein, welche praktischen Schwierigkeiten ihm entgegenstehen. Die Mutter ist arm, sehr arm sogar. Ein Studium kostet Geld. Harden hat zwar einen Zuschuß der Stadt in Aussicht gestellt. So wenig Verhältnis Günther auch noch zum Geld hat, weiß er doch, daß es auf keinen Fall reichen wird.

„Ich erwarte viel“, fährt er zögernd fort, „von meinem Studium. Aber ich vermag noch nichts zu übersehen. Wo ich auch immer ansetze, drängen sich erst einmal die Sorgen des Alltags auf. Und dann die Frage: Kann ich überhaupt fortgehen, Mutter und Schwester allein lassen? Sicher, ich werde ihnen nichts fortnehmen, sie können mir nichts geben, aber die Frage ist, wenn ich mich hier gleich um Arbeit bemühte, könnte ich ihnen nichts geben, ihnen nicht helfen?“

„Sie wissen doch, wie es heutzutage mit den Arbeitsmöglichkeiten bestellt ist“, sagt Harden trocken. „Eine bezahlte Stellung werden Sie auf keinen Fall finden, selbst wenn ich alle Hebel in Bewegung setzte. Das Beste ist, Sie studieren erst einmal. Sie wissen, man wird alles tun, Ihnen zu helfen.“

„Es braucht deshalb für dich noch kein Verlegenheitsstudium zu sein“, redet Frau Hedwig dem Jungen zu, von der möglichen Wirkung der deutlichen Ausführungen ihres Mannes beunruhigt. „Wie geht es denn Zuhause?“ fragt sie nach kurzer Pause. „Wie geht es deiner Mutter?“

„Und dem hübschen Fräulein Schwester?“ fällt Harden schäkernd ein. „Man sieht sie ja nie, das heißt, außer abends im Park mit Ihrem Freund, wie heißt er doch, solch seltener Name: Schmidt.“

„Danke, alles wohlauf“, sagt Günther sehr kühl. Frau Hedwig sieht ihren Gatten überrascht an. Sie kennt die Symptome. Wenn er besonderes Interesse nimmt, pflegt er meist joviale Neugier zu heucheln. „Was ist das nur?“ fragt sie sich immer und immer wieder. Sicher, er sieht gut aus, interessant, wie man so sagt. Mächtiger Schädel, dichtes, dunkles Haar, die er-

sten grauen Strähnen stören gar nicht, im Gegenteil. Sie weiß, wie viele Frauen in der Stadt ihn mit Wohlgefallen mustern, wenn er, selbstsicher und freundlich nach allen Richtungen grüßend, durch die Straßen geht, wenn er bei den zahlreichen Einladungen schwebende Probleme diskutiert oder Anekdoten aus der Praxis erzählt. Er ist witzig, schlagfertig, geistreich für dies Milieu, über dem er intellektuell zweifellos steht. Er müßte fort von hier, denkt sie, in größere Aufgaben, aber in eine Umgebung, die ihn stärker kontrolliert, in der er nicht von vornherein die erste Geige spielt.

Ihr fällt ein, daß sie einmal mit ihrem Mann über Irmgard sprach. Günther hatte darum gebeten. Die Sechzehnjährige hatte bisher keine Stelle finden können. Harden zeigte sich lebhaft interessiert und bereit, sie möglicherweise im Rathaus unterzubringen. „Mit der alten Jost bin ich sowieso schon lange nicht mehr zufrieden“, hatte er gesagt. Die unmerkliche Betonung des Wortes alt hatte Frau Hedwig alarmiert, so sehr, daß sie es künftig unterließ, mit ihrem Gatten über Irmgards Angelegenheiten zu sprechen.

So übergeht sie auch heute die Gelegenheit, für Irmgard zu sorgen, der sie aus mancherlei Gründen überhaupt nicht sonderlich wohl will. Das Mädchen ist ihr zu kokett, zu triebhaft, meint sie, die gelernt hat, Strenge, Zurückhaltung und Kühle zu schätzen, zu denen sie die Entwicklung ihrer Ehe zwang. Ihre Ideale hatte sie seit dem innerlichen Bruch mit ihrem Manne immer mehr in abstraktere Bezirke verlagert, in umständliche Bemühungen um akute Fragen der Frauenbewegung, des Siedlungswesens, der Alkoholfrage, der Massenbildung. Sie träumte von einer Gesellschaft, in der Vernunft und Geistigkeit die Führung hätten, ohne konkrete Vorstellungen von deren Unterbau zu haben. Je mehr sie sich in diese Positionen verlor, desto weiter entfernte sie sich von Harden, der es liebte, als Fachmann, Realpolitiker und Skeptiker fundiertes Sachwissen über die Begeisterung zu stellen, in dem er ihr die Realisierungsmöglichkeiten ihrer utopischen Projekte an Zahlen, Statistiken und Alltagserfahrungen vorrechnete. Seine Argumente wurzelten auf dem Boden der festen Tatsachen und seiner Überzeugung von der Unreife der unteren Schichten. Im letzten Punkt stimmten beide überein, wenn ihn auch jeder auf seine Art begriff. Sie träumte von einer Sozialaristokratie, einer geistigen Führerschicht, die das unreife Volk durch bemühte Aufklärung nach und nach zu Schönheit und Würde erzöge. Er glaubte an die Überwindung entgegenstehender Schwierigkeiten durch richtige Maßnahmen, an den Apparat der Verwaltung, an

den der Partei. Er spöttelte über ihre Utopien, sie verachtete innerlich die vermeintliche Enge seiner Perspektiven, die ihr indessen unwiderlegbar blieben, da ihr die entscheidenden intellektuellen Mittel fehlten, ihm überzeugend zu widersprechen.

Nach Hardens Bemerkung über Irmgard ist eine peinliche Pause im Gespräch entstanden. Der Bürgermeister ärgerte sich über die Empfindlichkeit seiner Frau, die ihm nicht entgangen war, da er sie fast körperlich verspürte, und schalt für sich diesen Günther Stein, der sich so deutlich von dieser Atmosphäre anstecken ließ. „Ich muß jetzt gehen“, sagt er mit einem Blick auf die Armbanduhr. „Wird es spät?“ fragt die Frau. Harden fährt auf. „Ich weiß es nicht. Es ist auch egal!“ sagt er mit drohender Betonung, verabschiedet sich unfreundlich und verläßt das Zimmer.

Man hört ihn draußen pfeifen, behaglich und herausfordernd. Er kommt mit wenig Schlaf aus. Er ist lange auf seine gute Konstitution stolz gewesen. Jetzt regt sich manchmal das Herz in warnendem Mißtakt, in unregelmäßigen Schlägen. Er zwingt sich, es zu überhören. Oft, wenn er lange schlaflos liegt, hat er Angst. Aber jeden Tag trägt er seine Maske selbstsicherer Heiterkeit wieder zur Schau.

Die Frau und der Junge sehen sich verlegen an, als die Tür hinter Harden zugefallen ist. Günther ist es jedesmal von neuem peinlich, Zeuge einer Verstimmung zwischen den Gatten zu sein. Sein häufiger Aufenthalt im Hause macht derartige Einblicke unabwendbar. Frau Hedwig weiß, daß sie seiner Diskretion vertrauen darf, außerdem gefällt sie sich in dem Gedanken, daß Günther, den sie fast mütterlich bevormundet, offenbar auf ihrer Seite steht.

Dies ist nicht der Fall. Günther enthält sich sorgfältig nicht nur äußerlicher, sondern auch innerlicher Parteinahme. Er betrachtet die ehelichen Wirren als ein Gebiet, das er trotz unmerklicher oder deutlicher Aufforderungen der beteiligten Partner nicht betreten darf. Mit zunehmendem Alter, durch eine stetig wachsende Vielbelesenheit unterstützt, schätzt er sogar des öfteren Hardens Sachkenntnis und strebt aus der sorgenden und einullenden Sympathie der Frau fort. Zwar achtet er an der Frau die schönen und idealen Gedankengänge, obwohl er immer mehr begreift, daß sie dem wirklichen Leben nicht verwurzelt sind. Aber er schätzt an Harden die offenbare Tüchtigkeit, er profitiert von den intellektuellen Möglichkeiten, die seine gute Bibliothek und die zahlreichen Zeitschriften bergen, die er

hält, oder die aus langen Gesprächen mit interessanten Gästen deutlich werden, die Zufall oder Freundschaft in Hardens Haus führen, das in einer kleinen Stadt liegt, die trotz der verlockenden Nähe der Hauptstadt ein abseitiges, selbstgefällig isoliertes, geistiges Dasein führt. Günther hängt sehr an seinem Schüler Karlheinz, einem aufgeweckten Jungen, dem der Vater zuviel Nachsicht, die Mutter zuviel ausdrückliche Erziehung angedeihen läßt, und den beide Methoden bisher noch nicht verdorben haben.

In diesen verlegenen Minuten, die Hardens peinlichem Abgang folgen, ist es beiden lieb, daß das Mädchen ins Zimmer kommt und mitteilt, daß Karlheinz immer noch nicht schlafe und gerne noch Günther sehen wolle, um ihn zu beglückwünschen. Günther eilt erleichtert in das Schlafzimmer seines Schülers. Er findet ihn im Bett, hoch aufgerichtet, mit fiebrigem Gesicht, heißglühenden Backen. Günther weiß nicht, ob diese die Folge der Freude über seinen späten Besuch oder die Nachwirkung der verbotenen Lektüre von Karl May sind, dessen dicke Schmöker er mit verständnisvollem Lächeln unter dem zerwühlten Kissen herausragen sieht. Frau Hedwig sträubt sich nämlich energisch dagegen, den Jungen diese Abenteuerergeschichten lesen zu lassen. „Es macht falsche Heldenbegriffe“, erklärte sie. „In diesen Büchern wird nur geschossen und gekämpft.“

„Nun, wie geht es dir? Sind die Arbeiten erledigt“, fragt Günther den Jungen. „Ja, das schon“, sagt Karlheinz zögernd, „es war ja nicht viel. Es ist aber besser, wenn ich die Sache mit dir mache, die Mutter ist zu pedantisch.“

„Das mußt du nicht sagen“, erwidert Günther, „sie will dein Bestes.“

Karlheinz zuckt unter diesem Verweis leicht zusammen. Er blickt Günther abschätzend und unruhig an. Dem entgeht die Bewegung nicht.

„Was ist denn los? Und warum schläfst du noch nicht?“

„Ich kann nicht“, sagt der Junge leise. Plötzlich bricht er los: „Es ist gar nicht mehr schön hier! Jetzt gehst auch du bald fort. Ich kann mir nicht mehr helfen. Heute war wieder so eine Sache in der Schule.“

Günther wird unruhig.

„Immer bin ich nur der Sohn vom Bürgermeister“, schluchzt Karlheinz auf, „alles, was die Großen mit ihrer dummen Politik machen, wird heimlich an mir ausgelassen. Man kann uns nicht leiden, ich weiß es ganz genau. Besonders seit im vorigen Jahr die Sache mit der Verfassungsfeier war, als sich in unserer Klasse von vierzig Schülern dreißig krank gemeldet hatten

und der Chef in der leeren Aula seine Rede halten mußte. Weißt du, was mich nur wundert, weshalb ist Vater immer noch Bürgermeister? Ich kenne außer unseren Bekannten fast niemand, in der Schule schon gar niemand, der was auf ihn hält und auf seine Partei. Alle sind dagegen. Ich werde nicht klug daraus. Aber ich kann es nicht vertragen.“

Günther schweigt bedrückt. Er weiß, wie es um die Schule bestellt ist. Hier liegt für ihn eine Quelle des Mißtrauens gegen Hardens forcierte Zuversicht und noch mehr gegen Frau Hedwigs voreilige Wachträume. Während sie verwalten und diskutieren, wird ihnen eine Generation erzogen, die wenig Neigung hat, ihren menschheitsbeglückenden Gedankengängen zu folgen. Es war vor allem die alltägliche Erfahrung, die Günther hellhörig machte und ihn zu vorsichtigem Widerspruch veranlaßte, wenn bei Hardens die theoretischen Diskussionen so eilig den lieblichen Gipfeln einer nur rosig dünkenden Zukunft entgegeneilten.

„Ist es denn wirklich so schlimm?“ fragt Günther zögernd den Knaben. Er schämt sich für die Welt der Erwachsenen und ist über seine eigene Ohnmacht erbittert. Er lehnt das billige Verfahren ab, dem Jungen einzureden, daß er stolz darauf sein müsse, der Sohn eines vielbefehdeten Mannes zu sein. Wie kann er helfen? Es gibt im Augenblick nur eines, zu lügen, die Tatsachen zu verkleinern. Und so redet er ihm zu, daß er wirklich in verständlicher Empfindlichkeit alles zu schwarz sähe.

Karlheinz hört ruhig zu und blickt seinen Lehrer dankbar an. Er fühlt indessen mit sicherem Instinkt die Unzulänglichkeit der Argumente, denen er schmerzliche Erfahrungen entgegensetzen hat. „Laß nur“, sagt er, „du hast recht, es wird schon gehen. Haben sie sich unten gestritten?“ fragt er dann plötzlich und schaut den Älteren fast hinterhältig an. Günther erschrickt. „Aber“, antwortet er zögernd, „wo denkst du hin? Du solltest dich nicht um alles kümmern, was die Eltern miteinander besprechen.“

Es ist ein angreifender Abend heute. „Ein glückliches, freies Geschlecht soll heranwachsen“, hört Günther von fernher plötzlich Frau Hedwigs vortragende Stimme, in kühlem Pathos vibrierend. Er schüttelt resigniert den Kopf. Die Verhältnisse sind anders. Ihm scheint das Leben erbarmungsloser, voll rücksichtsloserer Forderungen.

„Schlaf gut!“ sagt er plötzlich zu Karlheinz und wendet sich ab. „Ich muß nach Hause.“

Der Junge sieht ihm verwirrt nach. Sie sind alle so unverständlich anders,

diese Großen. Er seufzt auf und holt seinen Karl May unter dem Kissen hervor. Winnetou und Old Shatterhand reichen sich vertrauend die Hände, der Weiße und der Rote. Das Edle siegt. Die tückischen Feinde fliehen vernichtet. Groß ist die Welt, die in das enge Zimmer kommt.

*

Günther nimmt Mütze und Mantel an sich, ehe er ins Zimmer zu Frau Hedwig geht, um sich gleich verabschieden zu können. „Du gehst schon?“ fragt sie verwundert und erschreckt. „Ich will dich nicht halten, aber ich hätte noch manches, mit dir zu sprechen.“

„Mutter wartet zu Hause“, sagt er, „und draußen stehen Irmgard und Werner, ich habe mich schon verspätet.“

„Irmgard und Werner?“ fragt sie erstaunt. „Ist etwas zwischen den beiden?“

„Ich weiß nicht“, erwidert Günther, der sich plötzlich ärgert, nicht in die Vertraulichkeiten der Nächststehenden eingeweiht zu sein. „Sie ist doch noch so jung“, sagt Frau Hedwig mißbilligend. Günther ertappt sich dabei, daß er die Frau eingehend mustert. Er verweilt bei den kleinen Fältchen unter ihren Augen, dem streng gescheitelten Haar, die Härte ihres Profils tut ihm plötzlich weh. „Ich liebe es nicht“, fährt sie fort, „wenn junge Mädchen schon so früh ihren Freund haben. Du weißt, daß ich sehr großzügig denke. Es ist für mich nicht eine Frage der Moral, mehr eine, wie soll ich es sagen, mehr eine der Hygiene. Schon aus Gründen gesunder Weiterentwicklung soll man sich lange bewahren. Man muß reif sein zur Liebe.“

Ihr Ton wird lehrhaft, man merkt, daß ihre Ausführungen sich weniger auf eigene tiefe Erfahrung als auf die Nachwirkung bestimmter Lektüre gründen. Günther fühlt das deutlich. Ihm wird sehr unbehaglich. Immer mehr sagt er sich von dieser Art los, allen Lebensfragen mit steifen, intellektuellen Überlegungen zu begegnen. Er empfindet, daß hier vieles nicht stimmt: diese stete Kontrolle einer Bewußtheit, die im Letzten nur das Ergebnis erzwungener Resignation ist. In diesem Augenblick fühlt der Junge eine Art tiefen Mitleids mit ihr, und gleichzeitig merkt er erschrocken, daß er in dieser Minute Harden viel näher kommt.

„Bleib doch noch etwas“, bittet Frau Hedwig. „Da wir gerade davon reden. Ich werde dich nicht mehr oft sehen, ich muß in den nächsten Tagen zu einem Kongreß nach Hamburg fahren, wo ich ein Referat zu halten